

Zeitschrift: Freidenker [1956-2007]
Herausgeber: Freidenker-Vereinigung der Schweiz
Band: 76 (1993)
Heft: 7

Artikel: Hochamt in besonderer Meinung : eine Erzählung
Autor: Weissenborn, Theodor
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-413955>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Hochamt in besonderer Meinung

Eine Erzählung von Theodor Weissenborn

Mit vierzehn Jahren erfand ich das Perpetuum mobile (das ebensowenig funktionierte wie die ewigen Räder Leonardo da Vincis), baute eine Armbrust (die funktionierte) und, gemeinsam mit meinem Klassenkameraden Friedhelm Unger, ein Unterseeboot (das funktionierte, oder auch nicht, nach eigener Willkür). Wir erprobten es in der Badeanstalt in der Sommerstrasse, wo ideale Versuchsbedingungen gegeben waren. Armlang war das Boot, aus Holz gebaut, und es hatte eine zugelötete leere Konservendose im Bauch, die es wie eine Fischblase vom Grund des Schwimmbeckens nach oben trug, sowie ein Eisengewicht unterm Rumpf, das es in die Tiefe zog, wo es, sobald der Kiel des U-Boots den Grund berührte, dank eines genial ersonnenen Mechanismus ausgelinkt wurde. Und mehr als einmal, wenn dies nicht glückte (denn fast immer gab's irgendwelche unvorhergesehenen Komplikationen), mussten die Mechaniker sich als Rettungstaucher in die Tiefe des Meeres stürzen und das Wrack bergen und ins Trockendock schleppen.

Die Konservendose hatte Friedhelms Vater uns zugelötet, der Rangierarbeiter bei der Reichsbahn war und seinem Sohn mit Mühe den Besuch des Gymnasiums ermöglichte. (20.– Mark Schulgeld waren monatlich zu zahlen.) Nicht nur, dass der Sohn es einmal besser haben sollte als seine Eltern, vielmehr die Hoffnung, das Glück und der Lebenssinn der ganzen Familie lagen in seinen Händen und ruhten auf seinen jungen Schultern! Denn – das stand fest – der Herr selbst (obwohl gerade der sich in keiner Weise geäussert hatte) hatte den Jungen zum

Priester berufen, so hatte die Mutter sich's erträumt in Ermangelung der Möglichkeit anderen, eigenen Glücks, und sie hatte Vater, Sohn und eine Tochter, die noch da war, eingebunden in ihre Wunschwelt, so dass dem friedlichen Friedhelm, der als Freund so übel nicht war, gar nichts anderes übrigblieb zu der Zeit, als sich zu fügen, den Traum der Familie zu verinnerlichen und schliesslich als seinen eigenen auszugeben.

Höchst verwundert war ich einmal, als ich den Friedhelm an einem Sonntagvormittag zu Hause aufsuchte, um ihn zu einer Radtour nach Zons am Rhein abzuholen. Erst müsse der Junge die Messe lesen, hiess es da, «das Hochamt in besonderer Meinung». Und Friedhelm führte mich in den zur Strasse hin gelegenen Kellerraum der Souterrainwohnung – der war zu einer Kapelle ausgestaltet mit allem passenden Inventar, und jedes Mitglied der Familie hatte das Seine dazu beigebracht: der Vater hatte einen kleinen Altar geschreinert – das Tabernakel war mit einer Balustrade aus leeren Zwirnrollen verziert –, die Mutter hatte Messgewänder genäht und mit Symbolen wie Kelch, Kreuz und Lämmlein bestickt, Friedhelm selbst hatte die Stationsbilder gemalt, die ringsum an den Keller-, nein, an den Kirchenwänden hingen und deren Figuren in knallrote, grellblaue, schrillgrüne, zitronengelbe, orangefarbene und violette Gewänder gehüllt waren wie die Jünger Jesu auf den Bildern der Schulbibel, deren Illustratoren diese Farbenpracht den Nazarenern abgeguckt hatten. Und Friedhelms Schwester (die ständig ermahnt wurde,

Tessiner Freunde liessen es jedoch nicht bei diesem Vorstoss bewenden. Wie bereits im «Freidenker» (Nr. 6/92) gemeldet, richteten sie eine Eingabe an den Grossen Rat, mit dem Begehrten, das im Ratssaal zu Bellinzona hängende Kruzifix zu entfernen. Diese Petition ist nun im Mai dieses Jahres vom Plenum des Grossen Rates behandelt worden, allerdings mit negativem Ergebnis. Das Begehrten wurde mit 51 gegen 15 Stimmen bei 6 Enthaltungen abgewiesen, dies mit der «Begründung», die Zurschaustellung des Gekreuzigten im Ratssaal bedeute keine Verletzung der Glaubensfreiheit im Sinn von Art. 49 der Bundesverfassung (was mit guten Gründen zu bestreiten wäre).

Moskau

Wie zu erwarten stand, sind nicht nur die Hersteller von aromatisiertem Zuckerrwasser (lies: Kola-Getränke) und die Betreiber von Schnell-Imbiss-Restaurants (z. B. McDonald's) damit beschäftigt, in den Nachfolgestaaten der untergegangenen Sowjetunion Marktlücken zu entdecken; auch die Exporteure religiösen «Gedankenguts» sind emsig damit beschäftigt, in diesem Raum Fuss zu fassen.

So kann es nicht erstaunen, dass der 1972 gegründete Verein «Glaube in der 2. Welt (G2W)» mit Domizil in Zollikon unlängst in Moskau, in der Höhle des ehemaligen Löwen, eine Vertretung eröffnete, mit dem Ziel, russische Kirchgemeinden, Bruderschaften und Vereinigungen in der theologischen Ausbildung und in der Diakonie zu unterstützen.

Paris

Ein Stück Holz, das angeblich vom «Kreuz Christi» stammt, ist in Paris, im Auktionshaus Drouot, versteigert worden. Das «segenspendende» Stück Holz wurde einer Frau, die ungenannt bleiben wollte, zum Preis von umgerechnet 27 000.– Schweizerfranken zugeschlagen!

Deutschland

Der Schwangerschaftsabbruch (um das hässliche Wort «Abtreibung» zu vermeiden) hat nach einem Spruch des obersten deutschen Verfassungsgerichts in Karlsruhe als *rechtswidrig* zu gelten, wenn nicht besondere Gründe dafür vorliegen, nämlich eine medizinische Indikation (Gefahr für das Leben der Mutter), eine eugenische (bei Erbschäden des Kindes)

oder eine kriminologische (nach Vergewaltigung). Ein Schwangerschaftsabbruch innerhalb der ersten drei Monate ist zwar *rechtswidrig*, wenn keine der erwähnten Indikationen vorliegt, jedoch *nicht strafbar*. Rechtswidrig, aber straf frei, das ist durchaus kein Widerspruch; es steht nirgends geschrieben, dass alles, was als unerlaubt gilt, unbedingt zu bestrafen ist. Das sollten sich die frommen Christen mit ihrer «Zuchthaus-Moral» hinter die Ohren schreiben.

Saudiarabien

Nach einem Bericht einer saudischen Presseagentur sind kürzlich sieben Mitglieder eines Menschenrechtskomitees in der Ausübung Ihrer Berufe suspendiert worden. Sie hatten die Bürger ihres Landes aufgefordert, ihnen Ungerechtigkeiten mitzuteilen, damit diese bekämpft werden könnten. Die im «Obersten Rat der Ulemas» sitzenden Religionsgelehrten erklärten, dieses Komitee sei illegal und unannehmbar. Die Menschenrechte seien durch die islamische Rechtsordnung ausreichend geschützt, was – wie die tägliche Praxis in Saudiarabien (und anderen islamischen Staaten) beweist – keineswegs zutrifft. A. B.

weil sie mit ihren zwölf Jahren permanent am Daumen lutschte) hatte scherenschnittartige gotische Fenster fabriziert, die waren auf die Scheiben der beiden zur Bülowstrasse zeigenden Fenster geklebt und erhöhten den Raum zur Kathedrale.

Auch ein kleiner Sakristeischrank war da, Friedhelm kramte darin und zeigte mir die hier gesammelten Kostbarkeiten: Kelche und Kreuze, Dosen mit Oblaten, Messglöcklein, Rauchfässchen mit silbernen Kettchen, Kanontafeln, alte Ausgaben des Schott (das waren die Messbücher), Kelch- und Mundtücher, Stolen und vor allem die Gewänder für alle Feste des Jahres von Weihnachten über Palmarum bis Pfingsten. Schon mit acht Jahren hatte er die Messstexte auswendig gelernt, eine Tante hatte ihm die kleinen Kelche geschenkt – irgendwo musste es derlei im Spielzeughandel zu kaufen geben –, so hatte die Sache begonnen, und so nahm sie nun ihren Lauf: jeden Sonntag, anstatt in die Kirche zu gehen, feierte die Familie das hochheilige Messopfer bei sich zu Haus, und es wurde zelebriert von Pfarrer Friedhelm Unger, dessen Vater dabei das Amt des Messdieners übernahm, während Mutter und Schwester die Gemeinde bildeten.

Freund Friedhelm hatte sich indes messfeierlich-festlich gewandet, läutete eigenhändig (da der Messdiener, auf der Toilette weilend, sich verspätete) eine kleine Glocke, die an der Decke neben einem Wasserrohr hing, die Gemeinde hielt Einzug und kniete nieder auf zwei Betschemeln vor dem Altar, auch der Messdiener (der, in Personalunion, zugleich der Küster war) fand sich, in Schlappen heranschlurfend, ein und sagte zu mir, ich dürfe ruhig teilnehmen – so stellte ich mich neben die Tür (die die Möglichkeit eines jederzeitigen Rückzugs bot). Priester und Diener schritten nun zum Altar, und es erklangen die berühmten Worte aus der Eingangspassage eines grossen irischen Romans: «Introibo ad altare Dei!» In lateinischer Sprache wurde die Messe gelesen, wie sich's zu der Zeit gehörte, auf latein antwortete der dienende Vater: «Ad Deum, qui laetificat juventutem meam», herumwuselnd um seinen

THEODOR WEISSENBORN, geboren am 22. Juli 1933 in Düsseldorf, studierte Philosophie, Germanistik, Romanistik und medizinische Psychologie in Köln, Bonn, Würzburg und Lausanne. Er ist Mitarbeiter der Süddeutschen Zeitung, der ZEIT, der FAZ, der WELT sowie vieler Literaturzeitschriften im In- und Ausland. International bekannt wurde er vor allem durch seine Hörspiele (*Patienten, Der Papi, Opfer einer Verschwörung, Korsakow, Der Schneider von Ulm, Etwas, Gesang zu zweien in der Nacht u.v.a.*), die von den Rundfunkanstalten in aller Welt, in Toronto wie in Prag, Warschau und Budapest, gesendet werden. 1966 wurde ihm der Förderpreis für Literatur der Stadt Köln, 1969 der Hörspielpreis des Ostdeutschen Kulturrates e.V. und des Sozialministeriums von Nordrhein-Westfalen, 1971 der Georg-Mackensen-Literaturpreis und 1990 der Hörspielpreis der Akademie der Künste verliehen. Theodor Weissenborn ist Mitglied des PEN.

Sein neues Buch **«Blasphemie – Ärgernisse/Bessernisse. Texte zur Meditation und Diskussion»** (Paperback, 145 S., DM 22.– plus Versandkosten) ist zu beziehen über:
PARANUS VERLAG, Druck & Verlag der Brücke Neu-münster e.V., Ehndorfer Straße 15–17, 2350 Neumünster
Tel. (0 43 21) 6 58 70

Sohn, trug der dürre kleine Mann den Schott im Verlauf des Rituals zur Evangelienseite und wieder zurück, das Glöcklein schwang er zur Wandlung, und ich sah von hinten die ehrfürchtig geneigten Häupter der Gemeinde, kniete selbst nieder aufs Linoleum, dessen Maserung aussah, als hätte dort jemand Erbrochenes verwischt, und schon ging's unaufhaltsam weiter, auf die Communio zu, wurde die Sache, da niemand ihr Einhalt gebot, vollends durchgezogen – immer wieder zwischendurch, vom Introitus bis zum Ite missa est, zog die Mutter der daumenlutschenden Tochter die Hand vom Gesicht –, schon klingelte wieder das Glöcklein, und Pfarrer Unger in Gestalt meines Klassenkameraden Friedhelm entblödete sich nicht, Vater, Mutter und Schwester die Kommunion zu reichen, sie knieten nieder vor ihm und empfingen aus seiner Hand den Leib des Herrn in Gestalt der vermeintlich konsekrierten Hostien, nahmen die Oblatenscheibchen fürs Gemeinte und damit auf Jahre hinaus schon vorweg, was sie erträumten in ihrem tumben Sinn, quälten sich (wie ich's heute sehe), hoffnungsvoll-trostlos durch die Niederungen ihres alltäglichen Daseins, doch ein Stern leuchtete vor ihnen her, zu dem sahen sie auf, und ob er sie gleich in die Irre führte – es war doch ein Stern.

Was mögen sie erfleht haben in den Minuten des stillen Gebets nach dem Empfang der unheiligen Oblaten? Betete der Vater um seine Beförderung zum Rangiermeister? Bat die kränkelnde Mutter den Herrn um die Gnade, dass sie den Tag der Primiz ihres Sohnes erleben dürfe? Betete die Schwester um Entwöhnung vom Daumenlutschen und dass ihr die Qual erspart bleiben möge, eine Zahnklammer zu tragen? Und flehte Freund Friedhelm um göttlichen Beistand im Kampf gegen das Laster der Selbstbefleckung?

Noch heute bin ich nicht sicher, welche Gedanken und Gefühle mich bei jener Farce wirklich bewegten: ob's Staunen war, ob Belustigung, ob Schauder wegen eines möglichen Sakrilegs? Sicher ist nur, dass ich meinen Freund weder auf der sich anschliessenden nachmittäglichen Radtour noch später wegen seiner Macke verspottete oder verlachte. Nie kam ich im Gespräch mit ihm auf diese sonntägliche Begegnung zurück, und ob er mich gleich ins Vertrauen gezogen – ich war's, der den Vorgang tabuierte. Vielleicht, weil ich früh begriff oder doch erahnte, wie das Denken der Menschen oft krause Wege geht und wie, was uns lächerlich dünkt, oft der Not ihrer Herzen entspringt, daraus sie einen Ausweg suchen und nach einem Sinn greifen, wo immer sie ihn zu erblicken glauben. – «Dem Hungernden», sagte Gandhi, «erscheint Gott in der Gestalt des Brotes.» Und das ist wohl der gescheiteste Satz, den je ein Hindu über die Eucharistie gesprochen hat.

Jahre später, als ich die Schule längst verlassen, ist mir der Friedhelm noch einmal begegnet, in der Straßenbahn am Ratinger Tor. Er hatte nach der mittleren Reife eine Lehre bei Peek & Cloppenburg begonnen, in der Textilabteilung, als Herrenausstatter. Sein Vater war Frührentner geworden, da hatte das Geld nicht mehr gereicht, und seine Mutter war im Jahr zuvor an Krebs gestorben. Die daumenlutschende Schwester hatte mich nie interessiert. Ich fragte nicht weiter, wünschte ihm alles Gute – das Schlimmste hatte er wohl überstanden.